

Meine Damen und Herren, Ausführungen zur Familie müssen heutzutage notwendigerweise mit einem definitorischen Eiertanz beginnen.

Familie ist, laut Wikipedia, eine durch Partnerschaft, Heirat oder Abstammung begründete Lebensgemeinschaft, im westlichen Kulturkreis meist aus Eltern und Erziehungsberechtigten und Kindern bestehend, gelegentlich auch durch im gleichen Haushalt wohnende Verwandte erweitert.

Die nordrheinwestfälische Familienministerin hat es mir auf einer Podiumsdiskussion mal prägnanter formuliert. Familie, sagte sie, das sind Leute, die sich einen Kühlschrank teilen.

Und damit sind noch längst nicht all die Schlachten erfasst, die rund um diesen Kühlschrank stattfinden, und denen wir jetzt über die Feiertage gerade mit flatternden Nerven entronnen sind. Jedes Thema eine Sprengmine, und damit meine ich nicht die Steuerpolitik der Regierung oder die Haltung zu Nordkorea, sondern die wirklich großen Fragen: Wer macht den besten Gänsebraten, warum schon wieder die falsche Krawatte, wer bringt euren Kindern eigentlich Manieren bei?

Allerdings auch: Gespräche, Spiele, gemeinsames Singen, vielleicht sogar das eine oder andere Tischgebet. Mit einem Wort: Wärme. Die Familie ist der Lernort des Lebens. Hier üben wir Verantwortung und Solidarität und Selbstlosigkeit, hier wachsen wir, hier lieben wir, hier werden wir gemeinschaftsfähig. Hier soll all das entstehen, was eine Gesellschaft zusammenhält.

Alfred Kolping, der im 19. Jahrhundert ein bedeutendes soziales Netzwerk von Ersatzfamilien für verarmte Handwerksgesellen ins Leben gerufen hat, sagte: „Das erste, das der Mensch im Leben vorfindet, das letzte, wonach er die Hand ausstreckt, das Kostbarste, was er im Leben besitzt, ist die Familie.“

Aber das war, wie gesagt, im 19. Jahrhundert. Heute ist die Familie ein Katastrophengebiet um das sich Politiker, Soziologen, Demographen, Sozialarbeiter, Politologen kümmern. Wir begießen die Familie wie ein Dürregebiet in der Sahelzone, mit Aufmerksamkeit, mit Geldern, mit Symposien, aber es will nicht richtig sprießen.

Die Familie scheint ein Abenteuer geworden zu sein, auf das sich immer weniger einlassen wollen, oder können, denn

skandalserweise ist Familie immer noch bisweilen ein Armutsrisiko bei uns.

Die Geburtenraten gehen weiter zurück. Viele können sich auch aus mentalen Gründen einfach nicht einlassen, denn tatsächlich sind Bruchstellen in die Familie heute bereits eingearbeitet.

Das Modell, mit dem ich groß geworden bin - weitere vier Geschwister, Eltern, die sich nie scheiden ließen - hört sich an wie ein Märchen aus uralter Zeit. Aber ist es nicht doch erstaunlich, wie zählebig die Sehnsucht nach Familie immer noch ist?

Bei allem Streit um oben erwähnten den Kühlschrank herum sind sich tatsächlich 84 Prozent der Bevölkerung einig darüber, dass Familie wichtig ist. Theoretisch. Praktisch ist es so, dass andere Optionen vorgezogen werden, die von Trennungen und Neuansätzen, von transitorischen Partnerschaften.

Mir scheint, dass vor allem meine Generation, die Spaßgeneration im Westen, zu dauerhaften Beziehungen lange Zeit kaum noch in der Lage war, aber das wäre die Voraussetzung zur Familienbildung.

Früher wurde Dauerhaftigkeit prämiert, heute der Ausstieg.

Über zwei Drittel aller Scheidungen werden von Frauen eingereicht, und sie können sich relativ sicher sein, alimentiert zu werden, wenn nicht vom Ex-Mann, dann vom Staat. Tatsächlich liegt die Zahl der Alleinerziehenden Mütter bei rund 280 000.

Auch die Rolle der Väter, die ja oft nur noch Zahlväter sind, ist dabei über Bord gegangen. Er ist nicht mehr das Modell für Heranwachsende, besonders für Jungen, nicht mehr der pater familias, sondern der Typ, der einen Samstagvormittags zum Zoobesuch abholt.

Eine ungeheure kulturelle Umwälzung hat sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen. Im Westen war es der Kulturbruch der Jugendrevolte in den sechziger Jahre mit ihren alternativen Lebensformen, die die Familie plötzlich als Hort der Repression bekämpfte. Im Osten wurde die Familie als kleinbürgerlich und als möglicher Ort des Widerstands beargwöhnt. Bombardement aus allen Richtungen.

Grob gesagt: Im Osten zogen oft die starken Frauen die

Familie im Alleingang durch. Im Westen fingen die schwachen Männer gar nicht erst damit an. Väter gab es in beiden Fällen nicht.

Das blieb nicht ohne Folgen. In meinem Buch „Die Vaterlose Gesellschaft“ habe ich einen Artikel erwähnt, den ich 1997 in dem Hochglanz-Magazin Familie und Co.“ gefunden habe. Dort, wo man Werbung für das eigene Titelprogramm vermuten würde, nämlich für die Familie, war Erstaunliches zu lesen. „Mutter und Kind eine Familie? Und was ist mit dem Vater? Fehlt da nicht etwas? Wir meinen: nein!“

Kein Druckfehler. Das stand da so. Weiter: „Kinder ohne Väter werden selbstständig, selbstbewußt und lebensstüchtig - sofern sie in einem liebevollen Umfeld mit einer Mutter aufwachsen, die ihre Situation als positive Herausforderung betrachtet.“

Mit Recht wundert sich da der Laie. Das ist, als läse man im ADAC-Magazin: „Braucht man für ein Auto die linken und die rechten Reifen? Wir meinen: nein! Die linken genügen. Hauptsache ist, daß die Situation als positive Herausforderung empfunden wird.“

Die Väter als Rollenmodelle also sind nicht mehr verfügbar. Das ist der eine Flurschaden. Der andere ist der, dass die Entscheidung für Kinder sehr spät getroffen wird, insbesondere in qualifizierteren Schichten.

In den meisten Fällen wird bei uns das Mutterglück erst um die 30 gesucht und es ist organisiert wie ein Feldzug zwischen zwei Karriere-Stationen. Die Kinder die heute zur Welt kommen, werden dann von ihren mittlerweile gesetzteren Eltern beäugt wie Außerirdische:

Kommen sie in guter Absicht?

Warum sprechen sie noch nicht?

Ob Mozart-CDs beim Start ins Berufsleben helfen oder Chinesisch-Kurse?

Offenbar müssen wir wieder lernen, mit Kindern umzugehen. Wir bekommen zwar immer weniger davon - wir sind damit am unteren Ende im europäischen Vergleich - aber die paar, die wir haben, sollen es dann auch wirklich bringen.

Ein Mordsprogramm an Hochzüchtungen wird da aufgelegt, und die Kindheit verschwindet: Rund 750 Millionen Euro geben die Deutschen jährlich für Erziehungsratgeber aus, darunter auch

Zeitschriften wie „Familie und Co.“ Erhebliche weitere Summen wandern in dann notwendige psychologische Beratungen. Etwas, das früher selbstverständlich war, ist uns abhanden gekommen.

In den letzten Jahren werden wieder zunehmend mehr fahrtüchtige Beziehungs-Vehikel auf die Lebensbahn geschickt, die Zahl der Eheschließungen nimmt zu, die der Scheidungen nimmt ab, nicht zuletzt, weil vielen dämmert, dass der Staat als Ersatz-Ehemann und väterlicher Versorger überfordert ist.

Mittlerweile leben 80 Prozent der 17 Millionen Kinder in Deutschland in sogenannten Normalfamilien, viele Eltern meistern den Spagat zwischen Beruf und Erziehung, und oft springen Großeltern mit ein. Es hat sich herumgesprochen, so der Gesellschaftsforscher Meinhard Miegel „dass die meisten Menschen sind nicht gemacht sind für vier Ehen oder alle diese Capuccino-, Latte-macchiato- oder Patchwork-Familien“.

Allerdings müssten viele erst wieder lernen, feste Beziehungen aufzubauen und zu erhalten.

Mit anderen Worten: Wir müssen wieder lernen, was es bedeutet, Familie zu sein. Vielleicht doch mehr, als eine Handvoll Nomaden, die sich zufällig am Kühlschrank treffen?

Ich danke Ihnen